

Die Neue Welt

Nr. 38

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Frau Roland hörte kaum zu. Da Hans aber das dringende Bedürfnis fühlte, sich jemand anzuvertrauen, zog er sie ein Stück fort und sagte leise: „Mathe mal, was ich gethan habe?“

„Ja, ich ... ich ... ich weiß ja nicht.“

„Mathe doch!“

„Ich weiß nicht.“

„Nun, ich habe Frau Rosémilly gesagt, daß ich sie heirathen möchte.“

Sie antwortete nicht. Der Kopf wirbelte ihr, sie war so verzweifelt, daß sie kaum verstand, was er sagte. Und sie fragte: „Sie heirathen?“

„Ja. Habe ich nicht recht gethan? Sie ist doch reizend, nicht wahr?“

„Ja, reizend. Du hast ganz recht gethan.“

„Dann bist Du einverstanden?“

„Ja, ganz einverstanden.“

„Du sagst das so komisch, man könnte beinahe glauben, daß Du nicht zufrieden bist.“

„Aber doch, ich bin zufrieden.“

„Wirklich?“

„Wahrhaftig.“

Und um es ihm zu beweisen, schloß sie ihn in die Arme, küßte ihn lange mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die Wangen.

Als sie sich dann die Augen abgewischt, die voll Thränen standen, sah sie drüben am Ufer einen Körper ausgestreckt auf dem Bauche liegen, das Gesicht in die Kiesel gedrückt — wie einen Leichnam: das war ihr anderer Sohn, Peter, der sich seinen verzweifeltsten Gedanken überließ.

Da führte sie ihr Hänschen noch ein Stück fort, nahe an's Meer. Und sie sprachen lange von dieser Heirath, an der ihr Herz hing.

Die Fluth kam und trieb sie zu den Fischen hinauf, die sie bald einholten. Dann gingen Alle zur Küste zurück. Man weckte Peter, der gethan, als ob er schlief. Und die Mahlzeit dauerte lange, es wurde viel getrunken.

VII.

Als sie zurückkehrten, schloßen außer Hans alle Männer im Wagen. Beaufire und Roland saßen alle fünf Minuten auf eine andere Nachbarin, von der sie durch einen Stoß des Wagens wieder zurückschnekten. Dann richteten sie sich auf, hörten auf zu schnarchen, öffneten die Augen und brummen: „Wunderschön heute.“

Beinahe sofort saßen sie nach der anderen Seite wieder zurück.

Als sie nach Havre kamen, waren sie so erschlafen, daß man sie kaum aufrütteln konnte, und Beaufire weigerte sich sogar, mit zu Hans hinauf

zu kommen, wo sie der Thee erwartete. Man mußte ihn nach Hans schaffen.

Der junge Advokat sollte zum ersten Mal in seiner neuen Wohnung schlafen. Und plötzlich hatte ihn eine große Freude gepackt, gerade an diesem Abend seiner Braut die Wohnung zu zeigen, in die sie bald einzuziehen sollte.

Das Mädchen war fortgegangen. Frau Roland hatte erklärt, daß sie Wasser kochen und Alles selbst anrichten wollte, denn sie liebte nicht, daß das Mädchen ausblieb, aus Furcht vor Feuergefahr.

Außer ihr, ihrem Sohn und den Handwerkern war noch Niemand in der Wohnung gewesen, da die Ueberraschung eine vollständige sein sollte, wenn man sehen würde, wie hübsch es hier war.

Im Flur bat Hans, sie möchten warten. Er wollte erst die Lichter und Lampen anstecken und ließ so lange Frau Rosémilly, seinen Vater und seinen Bruder im Dunkeln, bis er „Herein“ rief, indem er beide Schlüsselthüren öffnete.

Die Glashalle war durch einen Kronleuchter und farbige Lichter, die zwischen den Palmen, Gummibäumen und Blumen verstreut waren, erhellt, so daß sie den Eindruck einer Theaterdekoration machte. Einen Augenblick herrschte allgemeines Erstaunen. Roland brumnte, ganz geblendet von dem Luchs: „Dummkäse!“ Er hatte Lust, in die Hände zu klatschen, wie im Theater.

Da traten sie in den ersten kleinen Salon, dessen Wände mit goldgelbem Stoff bespannt waren, genau so wie die Stühle. Das große Konsultationszimmer war einfach, in lachsfarbenem Roth gehalten und sah großartig aus.

Hans setzte sich in den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch, auf dem eine Menge Bücher standen, und sagte mit ernster Stimme, etwas geziert:

„Zunächst, meine gnädige Frau, der Wortlaut des Gesetzes ist so und giebt mir mit der Zustimmung, von der ich Ihnen gesprochen, die vollkommene Sicherheit, daß die Angelegenheit, von der wir uns unterhalten haben, noch vor Ablauf eines Vierteljahres eine glückliche Lösung finden wird.“

Er sah Frau Rosémilly an. Diese begann zu lächeln und blickte ihrerseits Frau Roland an. Frau Roland nahm ihre Hand und drückte sie.

Hans war glücklich und machte einen Luftsprung wie ein Schüler, indem er rief: „Hört nur, wie's hier klingt. Hier müßte man plaidiren in dem Zimmer.“

Und er begann zu predigen: Wenn die Menschlichkeit allein, wenn das Mitgefühl, das wir allem Leiden gegenüber empfinden, Sie zur Freisprechung, die wir von Ihnen fordern, bewegen sollte, würden wir uns an Ihr Mitleid wenden, meine Herren

Geschworenen. Wir würden an Ihre Herzen als Väter und Männer appelliren. Aber auf unserer Seite steht das Recht, und wir werden uns also vor Ihnen hier auf den Rechtsstandpunkt stellen.

Peter sah sich diese Wohnung an, die die seine hätte sein können, und ärgerte sich über die Scherze seines Bruders, die er albern und geistlos fand.

Frau Roland öffnete rechts eine Thür: „Das ist das Schlafzimmer!“ sagte sie.

Sie hatte ihre ganze Mutterliebe aufgewendet, hier Alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die Wände waren mit Cretonne aus Klonen bespannt, eine Nachahmung alter normannischer Leinwand. Das Muster im Stile Ludwig's XV. — eine Schärferin in einem Medaillon, das durch die verbundenen Schnäbel zweier Tauben geschlossen wurde — gab den Wänden, den Vorhängen, dem Bett, den Stühlen etwas reizend Ländliches und Galantes.

„Oh, das ist entzückend!“ sagte Frau Rosémilly, die etwas ernst geworden war, als sie in dieses Zimmer trat.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte Hans.

„Sehr.“

„Wenn Sie wüßten, wie mich das freut.“

Sie blickten sich eine Sekunde mit zärtlichem Vertrauen in die Augen.

Aber sie fühlte sich doch etwas geniert, etwas verlegen in diesem Schlafzimmer, das ihr Ehegemach werden sollte. Als sie eingetreten waren, hatte sie die Wahrnehmung gemacht, daß das Bett sehr breit sei, ein richtiges Ehebett, von Frau Roland ausgesucht, die ohne Zweifel eine baldige Verheirathung ihres Sohnes vorausgesehen und gewünscht. Und diese zarte mütterliche Vorsorge machte ihr Spaß, weil sie ihr zu sagen schien, daß man sie in der Familie erwartete.

Als man dann in den Salon zurückgekehrt war, öffnete Hans plötzlich die Thür, und man sah das dreifensterige runde Wohnzimmer wie eine japanische Laterne ausgestattet. Mutter und Sohn hatten hier alle Phantasie, die sie besaßen, aufgewendet. In dem Zimmer standen Bambusmöbel, Pagoden, Vasen, goldgestickte Seidenstoffe hingen da, durchsichtige Stores befanden sich an den Fenstern mit Glaslugeln wie einzelne Wassertropfen. An die Wände waren Fächer genagelt, um die Stoffe zu raffen, dann Schirme, Säbel, Masken, Kraniche mit wirklichen Federn und all' jene verschiedenen kleinen Gegenstände aus Porzellan, Holz, Papier, Elfenbein, Perlmutter, Bronze. Das sah etwas prätentios und geschmacklos aus, wie es ein ungeschultes Auge, eine plumpe Hand diesen Dingen, die am meisten Takt, Geschmack und künstlerisches Gefühl brauchen, eben leicht giebt. Aber dies Zimmer bewunderte

man am meisten. Nur Peter machte ein paar bittere ironische Bemerkungen, und sein Bruder fühlte sich verlegt. Auf dem Tisch erhoben sich Früchte in Pyramidenform und hoch aufgebaute Konditorwaren.

Eigentlich hatte Niemand Hunger. Man aß ein paar Früchte und knabberte Süßigkeiten mehr, als daß man sie aß. Dann nach Ablauf einer Stunde bat Frau Rosemilly, sich zurückziehen zu dürfen.

Es wurde beschlossen, daß Roland sie nach Hause bringen sollte und daß er augenblicklich mit ihr fortginge, während Frau Roland in der Abwesenheit des Mädchens noch einmal mit dem Auge der Mutter die ganze Wohnung durchgehen wollte, um zu sehen, ob ihrem Sohne auch nichts fehle.

„Muß ich wieder herkommen, um Dich zu holen?“ fragte Roland. Sie zuckte die Achseln, dann antwortete sie: „Nein, Vater, geh' nur zu Bett. Peter bringt mich nach Haus.“

Sobald sie fort waren, löschte sie die Lichter aus, schloß Kuchen und Zucker und Schnaps in einen Schrank, dessen Schlüssel Hans bekam. Dann ging sie in's Schlafzimmer, deckte das Bett ab, sah nach, ob frisches Wasser in der Karaffe und ob das Fenster gut geschlossen war.

Peter und Hans blieben im kleinen Salon; Hans noch immer etwas verlegt über des Andern Urtheil wegen seines Geschmacks, und Peter immer unwilliger darüber, seinen Bruder in dieser Wohnung zu sehen.

Sie saßen Beide da und rauchten, ohne zu sprechen. Da stand plötzlich Peter auf.

„Versucht“, sagte er, „die Wittve sah heute Abend recht komponirt aus. So ein Ausflug bekommt ihr garnicht gut.“

Da packte Hans einer jener plötzlichen Wuthausfälle gutmüthiger Menschen, die man köstlich verlegt hat. Er war so erregt, daß er keinen Athem bekam und stotterte: „Ich verbiete Dir von jetzt ab, die Wittve zu sagen, wenn Du von Frau Rosemilly sprichst.“

Peter wendete sich zu ihm und antwortete von oben herab: „Ich glaube gar, Du willst mir was befehlen! Du bist wohl verrückt geworden?“

Hans fuhr auf: „Ich bin nicht verrückt geworden, aber ich habe genug von Deinem Benehmen mir gegenüber.“

Peter lachte laut auf. „Dir gegenüber! Bist Du etwa ein Theil von Frau Rosemilly?“

„Gut, dann will ich Dir sagen, daß Frau Rosemilly meine Frau werden wird.“

Der Andere lachte noch mehr. „Ha, ha! Ausgezeichnet! Jetzt kopire ich, warum ich sie nicht mehr die Wittve nennen soll. Aber das ist eine komische Art, mir Deine Verlobung mitzuteilen.“

„Ich verbitte mir solche Scherze. Hörst Du, das verbitte ich mir!“

Hans war, bleich, mit zitternder Stimme, ganz zur Verzweiflung gebracht über die Ironie, mit der Peter die Frau angriff, die er liebte und die er erwählte, an seinen Bruder herangetreten.

Aber auch Peter wurde plötzlich wüthend. Alles, was seit einiger Zeit sich in ihm an ohnmächtiger Wuth, an zurückgehaltenem Haß, an gedämpfter Empörung, an jahrelanger Verzweiflung angesammelt, ries ihm zu Kopf, wie eine Blatwelle.

„Was sagst Du! Das sagst Du! Ich befehle Dir zu gehorchen. Hörst Du, das befehle ich Dir!“

Hans, der ganz überrascht war von diesem Ausbruch, schwing ein paar Sekunden, sah in der Geistesverwirrung, die uns in der Wuth überkommt, Worte, Dinge, Actionen, um den Bruder köstlich zu verlegen. Und er jagte, indem er sich zu möglichster Mäßigung zwang, um ihn desto besser zu treffen, und indem er langsam sprach, um seine Worte kräftiger zu machen: „Ich habe schon lange bemerkt, daß Du mich sehr lieb hast. Von dem Tage ab, wo Du angefangen hast, die Wittve zu sagen, weil Du merkst, daß mich das verlegt.“

Peter antwortete mit seinem gewöhnlichen verächtlichen, schwebenden Lachen: „Ha! Ha! Mein Gott, merkst Du mich nicht? Ich, ich, wegen dem? Um Gotteswillen, waswegen denn? Wegen Deines Geschickes oder Deines Verstandes?“

Aber Hans fühlte wohl, daß er die wunde Stelle dieses Herzens getroffen: „Ja, Du bist neidisch auf mich, neidisch von unserer Kindheit an. Und jetzt bist Du wüthend geworden, als Du einsehst, daß diese Frau mich vorzieht und Dich nicht will.“

Peter stotterte, außer sich über diese Unterschiebung: „Ich, ich neidisch auf Dich? Wegen dieser Strohpuppe! Wegen dieses Kameels! Wegen dieser dicken Gans!“

Hans, der fühlte, daß sein Hieb geessen, antwortete: „Nun, und damals, als Du versuchtest, stärker zu rudern als ich, auf der Perle? Weißt Du noch Alles, was Du damals gesagt hast, um vor ihr zu renommiren? Du plagst ja vor Neid. Und als ich das Geld geerbt, da bist Du toll geworden. Du hast mich gehaßt, Du hast's auf alle Art gezeigt, Du hast alle Andern gequält, und unangesehenst sprichst Du Dein Gift, an dem Du fast erstickst, aus.“

Peter krampfte in solcher Wuth die Fäuste zusammen, daß er Luft hatte, seinem Bruder an die Kehle zu springen und ihn zu würgen.

„Schweig' darüber! Von dem Gelde sprich nicht.“

Hans rief: „Der Neid schmeißt Dir ja aus allen Poren. Du kannst kein Wort mehr zu Vater, Mutter oder mir sagen, aus dem nicht der Neid klingt. Du thust, als verachtst Du mich, weil Du neidisch bist. Du suchst mit allen Leuten Krakehl, weil Du neidisch bist. Und jetzt, wo ich reich geworden bin, kannst Du garnicht mehr, Du bist ganz giftig geworden. Du schändest die Mutter, als ob sie daran schuld wäre.“

Peter war bis an den Stamm zurückgewichen, den Mund offen, mit starren Augen, von einem jener Wuthausfälle gepackt, die zum Verbrechen treiben.

Er antwortete mit leiserer, aber feuchender Stimme: „Schweige doch, Schweige doch!“

„Nein. Ich habe Dir schon lange sagen wollen, was ich eigentlich denke. Jetzt veranlaßt Du es, daß ich's thue. Meineiwegem. Ich liebe eine Frau. Du weißt es und Du ziehst sie in meiner Gegenwart auf, so treibst Du mich zum Neufestem. Schlimm genug für Dich, aber ich werde Dir die Giftzähne ausbrechen. Ich will Dich schon zwingen, Achtung vor mir zu haben.“

„Achtung vor Dir?“

„Ja, vor mir!“

„Achtung vor Dir, Dir, der uns entehrt hat durch seine Geldgier?“

„Was sagst Du? Sag' das noch einmal! Sag' das noch einmal!“

„Ich sage Dir, daß man das Geld eines Mannes nicht annimmt, wenn man für den Sohn eines Andern gilt.“

Hans blieb unbeweglich stehen. Er begriff garnicht, ganz verstört angeht die Unterschiebung, die er ahnte.

„Was sagst Du da? Sag' das noch einmal!“

„Ich sage nur Das, was sich Alle zuflüstern, was Alle kolportiren, daß Du der Sohn des Mannes bist, der Dir sein Geld hinterlassen hat. Nun, ein anständiger Mensch nimmt nicht Geld an, das seine Mutter entehrt.“

„Peter! Peter! Peter! Ueberlegst Du Dir . . . Du, Du sagst solch' eine Gemeinheit?“

„Ja, ich, ich. Kapirst Du denn nicht, daß ich seit einem Monat vor Kammer darüber umkomme? Daß ich Nachts nicht schlafen kann und mich am Tage verpöckel wie ein verunmündetes Thier? Daß ich nicht mehr weiß, was ich sage und thue, noch was aus mir werden soll, weil ich so leide, weil Scham und Schmerz mich so verrückt machen, denn ich habe es zuerst geahnt — und jetzt weiß ich's.“

Peter — schweige! Mama ist im Nebenzimmer, bedenke, daß sie uns hören kann, daß sie uns hört.“

Aber er mußte sein Herz erleichtern. Und er legte alle seine Zweifel, seine Ueberlegungen, seine Kämpfe auseinander, seine Gewißheit, und erzählte die Geschichte des Kindes, das wieder verschwunden war.

Er sprach in kurzen, abgehackten Sätzen, beinahe ohne Zusammenhang, wie ein Irrenmüthiger.

Er sah Hans und seine Mutter vergessen zu haben. Er redete, als hörte ihn Niemand, weil er reden mußte, weil er zu viel gelitten, seine Qual

zu lange verschlossen und verborgen. Sie war angewachsen wie ein Schwär, und dieser Schwär brach auf und bespritzte alle Welt mit Eiter. Wie er es immer that, begann er auf und nieder zu gehen. Die Augen starr vor sich hin gerichtet, gestikulirte er, in äußerster Verzweiflung schluchzend, sich in Selbstanklagen ergehend. Er sprach, als hätte er all sein Elend und das Elend der Seinen gebeichtet, als hätte er seine Qual hinanzgeschleudert in die unsichtbare taube Luft, in der seine Worte verflangen.

Hans war ganz verzweifelt und war plötzlich beinahe überzeugt durch die blinde Wuth seines Bruders. Er lehnte sich an die Thür, hinter der seine Mutter war, die, wie er meinte, sie gehört haben mußte.

Sie konnte nicht heraus, sie mußte durch den Salon. Sie war nicht zurückgekommen — sie hatte es also nicht gewagt.

Peter stampfte plötzlich mit dem Fuß auf und rief: „Ja, ich weiß, ich bin ein Vieh, so was gefagt zu haben.“

Und er stoh barhaupt die Treppe hinab.

Der Krach, mit dem die große Hausthür zufiel, schreckte Hans aus dem starren Entsetzen auf, in das er versunken. Ein paar Sekunden waren vergangen, die ihm länger schienen als Stunden. Und seine Seele war verfallen in stummes, idiotisches Wüthen. Er fühlte wohl, daß er nachher nachdenken und handeln mußte. Aber er wartete, er wollte nichts mehr verstehen und wissen, sich nicht erinnern in seiner Angst, Schwäche und Feigheit. Er war von Jenen, die Alles auf den nächsten Tag schieben, und wenn er durchaus augenblicklich einen Entschluß fassen mußte, so suchte er instinktmäßig wenigstens noch ein paar Augenblicke zu gewinnen.

Aber die tiefe Stille, die ihn jetzt umgab nach Peter's Gebrausch, diese Stille, die von den Wänden, den Möbeln kam, im hellen Licht der sechs Kerzen und der zwei Lampen, erschreckte ihn plötzlich, so daß er Luft hatte, auch zu entfliehen.

Da gab er Gehirn und Herz einen Stoß und suchte nachzudenken.

Noch nie in seinem Leben hatte er eine Schwierigkeit gehabt. Es giebt Menschen, die sich treiben lassen, wie das Wasser, das bergab rinnt. Er war fleißig gewesen auf der Schule, um nicht bestraft zu werden, hatte mit größter Gewissenhaftigkeit studirt, so daß sein ganzes Leben ruhig dahinfließ.

Alles auf der Welt schien ihm natürlich zu sein, wie es war, und erregte seine Aufmerksamkeit nicht. Er liebte Ordnung, Reinheit und Ruhe, seiner Natur gemäß. Sein Charakter hatte keine Strömungen und Gegenströmungen. Und angeht's dieser Katastrophe war ihm zu Muth wie einem Mann, der in's Wasser fällt und nicht schwimmen kann.

Er versuchte zuerst zu zweifeln. Hatte sein Bruder aus Haß und Neid gelogen?

Aber wie hätte er so niederträchtig sein können, so etwas von ihrer Mutter zu sagen, wenn ihn nicht selbst die Verzweiflung dazu gebracht? Und dann klangen Hans noch immer im Ohr, sah er noch vor sich und behielt er noch in den Nerven, im Innersten seiner Seele gewisse Worte, einen Schmerzschrei, Bewegungen und Töne Peter's, die so qualvoll gewesen, daß sie unverständlich wirkten, daß sie wie eine Gewißheit waren.

Er war zu niedergeschmettert, um nur eine Bewegung zu machen, einen Willen zu haben. Seine Traurigkeit wurde unerträglich. Und er fühlte, daß hinter der Thür seine Mutter war, daß sie Alles gehört hatte und wartete.

Was that sie? Kein Laut, kein Zucken, kein Hauch, kein Seufzer verrieth die Anwesenheit eines Menschen hinter diesen Brettern. Sollte sie entflohen sein? Aber wohin? Wenn sie entflohen war, konnte sie nur durch das Fenster auf die Straße gespringen sein.

Da packte ihn ein fürchterliches Entsetzen, so zwingend, so überwältigend, daß er die Thür mehr einstieß, als aufriß und in das Zimmer stürzte.

Es schien leer. Nur ein Licht, das auf der Kommode stand, erleuchtete es.

(Fortsetzung folgt.)

Die Blüthezeit des deutschen Volksliedes.

Von H. Demmer.

In den letzten Jahrzehnten vor Anbruch des klassischen Zeitalters unserer Nationalliteratur tobte ein mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit, Papier und Druckerwärme geführter Streit über die allgemeine Theorie der Dichtkunst, das innerste Wesen der Poesie, der sich vornehmlich an die Namen der beiden Züricher Bodmer und Breitinger einerseits, des Leipziger Professors Gottsched andererseits knüpfte. Da erschienen auf englischen Boden 1765 des Bischofs Percy „Uebersetzte alt-englischer Poesie“, ein geradezu epochenmachendes Buch, das in Deutschland seine reichen Früchte trug für die theoretische Erkenntnis wie für die poetische Praxis. In letzterer Hinsicht war es vor Allem unser großer Balladen-dichter Bürger, der den vorwiegend erzählenden Gedichten der englischen Lieder-sammlung die mannigfachsten Anregungen für sein volkstümliches, dichterisches Schaffen entnahm. Die Theorie lag ihm fern, obwohl er in einem Aufsatz über Volkspoesie den Wunsch aussprach, daß auch für Deutschland ein Percy entstehen möge, der unsere eigenen Schätze an alten Volksliedern zur Herausgabe sammelte und dem Verständnis erschließen möge. Dieser deutsche Percy wurde Johann Gottfried Herder, der 1778 seine „Stimmen der Völker in Liedern“ veröffentlichte. Seine Aufgabe im großartigsten Stile fassend, stellte er darin Volkslieder der verschiedensten Zeiten und Zonen in bunter Mannigfaltigkeit zusammen, darunter auch massenhaft deutsche. Und er zog mit trefflicher Genialität das theoretische Fazit, indem er die Poesie für ein Gemeingut der Menschheit erklärte, die an wenige große Namen sich knüpfende Kunst-richtung als ein verhältnismäßig junges Erzeugnis der Kulturentwicklung, die anonyme Volkspoesie dagegen für das Ursprüngliche erkannte und also definierte: „Sie lebt im Ohr des Volkes, auf den Lippen und der Harfe lebendiger Sänger; sie sang Geschichte, Begebenheit, Geheimnis, Wunder und Zeichen; sie war die Blume der Eigenheit eines Volkes, seiner Sprache und seines Landes, seiner Geschichte und Vorkämpfe, seiner Leidenschaften und Annahmen, seiner Musik und Seele.“ Noch ehe Herder seine ausgereiften Entdeckungen der Welt mittheilte, hatte er den jungen Studenten Goethe in Straßburg mit den in ihm gährenden Gedanken bekannt gemacht; über den großen Eindruck, den diese mündlichen Mittheilungen auf Goethe machten, heißt es in „Wahrheit und Dichtung“: „Ich ward mit der Poesie von einer ganz anderen Seite, in einem ganz anderen Sinne bekannt, als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst . . . die Volkspoesie, deren Uebersetzungen im Elsaß anzufinden er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugnis, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich versahlag das Alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freudiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu.“ Welche gewaltige Bedeutung das intime Bekanntwerden mit dem Volksliede speziell für Goethe nach seinem eigenen Geständnis und somit unsere Literatur überhaupt gehabt hat, darüber sei nur andeutungsweise gesagt, daß das Studium der Alten und die Vertiefung in Shakespeare's Dramen, jedes für sich, kaum von größerem Gewichte gewesen ist. Ebenfalls wenig gehört hierher, des Näheren zu betrachten, wie die weitere Fortschüpfung allüberall Herder's grundlegende Idee bestätigt hat, daß die Volksdichtung das Ursprüngliche ist; gar bald schon stellte sich z. B. heraus, daß die beiden größten epischen Gedichte der Weltliteratur, die Ilias und die Odyssee, nicht von einem einzelnen genialen Dichter Homer her-rühren, sondern ein Erzeugnis des griechischen Volks-geistes sind.

Genau so liegt die Sache bei unseren eigenen Vorfahren. Schon der römische Geschichtschreiber

Tacitus erzählt uns, daß die Germanen Schlacht- und Götterlieder besaßen, daß sie die Thaten ihrer Vorfahren und die des Römerbesiegers Arminius besangen. Nichts von diesen ältesten Produkten der deutschen Volkspoesie ist auf uns gekommen, und auch von der epischen Volksdichtung, die von den großen Sagenkreisen der wildbewegten Völkerwanderungszeit handelte, sind nur ganz vereinzelte Bruchstücke halbwegs unverändert in ihrer originalen, heidnisch-volktümlichen Fassung bis zu uns gelangt. Aber so sehr auch die katholische Kirche diesen machtvollsten Mächten altheidnischen Geistes bekämpfte und zu vernichten suchte, der Heldensang erhielt sich durch die Jahrhunderte in Liedern, die von Volk, die von Spielenten gesungen wurden. Und als in der Blüthezeit der höflich-ritterlichen Kunstichtung die beiden deutschen Volksepen, Nibelungenlied und Gudrun, ihre gegenwärtige Gestalt erhielten, da thaten die adeligen Bearbeiter wenig mehr, als daß sie die alten Lieder zu einem zusammenhängenden Ganzen verschmolzen und ihnen den äußeren Firnis ritterlicher Lebensanschauung und Sitte gaben; unter dieser oberflächlichen Decke aber schimmert überall das heidnische-Volktümliche durch; darum haben auch die Bearbeiter nicht ihre Namen auf den Titel gesetzt, sondern die beiden Epen anonym in die Welt gehen lassen.

Außer im Heldensang lebte das Volkslied auch auf anderen Gebieten, vor Allem als Liebes- und Trinklied, fort und ist wohl zu keiner Zeit im Laufe des früheren Mittelalters ganz erloschen gewesen, obwohl das Christenthum diesem sogenannten „winnleod“, dem Wonneliied, wegen seiner heidnischen Lebensfreudigkeit nach Kräften zu Leibe gieng. Dann aber trat das Volkslied ganz in den Hintergrund gegenüber der ersten Blüthe deutscher Kunstichtung im 12. und 13. Jahrhundert, als die das grobe, häuerische Wesen verachtende ritterliche Zucht und Sitte das Feld beherrschte und ihren charakteristischen Ausdruck im Minneliede fand. Bei aller Bewunderung einer Anzahl von glänzenden Erzeugnissen dieser Kunstgattung und bei allem geziemenden Respekt vor ihrem genialsten Vertreter, Walther von der Vogelweide, der so viel Unvergängliches geschaffen, muß man heute doch sagen: als Ganzes betrachtet, macht der ritterliche Minnesang keinen besonders erfreulichen Eindruck, muß vielmehr als eine ungesunde Erscheinung, ja, geradezu ein Verfallsprodukt gelten. Wenn hier den Franen Preis und Verehrung gezollt wird, so gilt das verheiratete Franen, und zwar keineswegs denen der Dichter; im Hintergrunde lauert der Ehebruch, trotz aller Sprödigkeit des geliebten Wesens, die das ewig wiederkehrende Motiv bildet. Nur die beständige Furcht vor den „Merkern“ (Spähern) bringt einige Abwechslung in die Sache; dagegen kann die weit-schweifige, selbstgefällige Zergliederung der eigenen Empfindungen, die langweilige Geheimnisthämerei mit Namen, Person und Umständen der Geliebten und die aller wirklichen Naturempfindung baare Spielerei mit dem wechselnden Naturleben uns den bei allem „Frauendienst“ wahrhafter Achtung des weiblichen Geschlechts entbehrenden Minnesang nicht näher bringen. Er kam denn auch verhältnismäßig rasch aus der Mode und wurde schon in dem deutschen Don Quixote Ulrich von Lichtenstein (um 1250) vollständig läppisch, ja, zur hellen Verächtlichkeit. Während einerseits die auf einem ganz anderen Ton gestimmten frühen lateinischen Spott- und Trinklieder der Baganten, der fahrenden Schürer, auf dem Plane erschienen, sangen andererseits schon ritterliche Dichter — freilich mehr oder weniger ironisch — im Tone der „dörperheit“, und andere wieder erhoben bewegliche Klage, es lebe kein Bauer auf Erden so froh, der nicht ein Sänger sein wollte: die Blüthezeit des deutschen Volksliedes kündigte sich an.

Anfangs befindet es sich stark im Schlepptau der ritterlichen Kunstichtung, deren typischer Vertreter ihm der berühmte Minnesänger Tannhäuser ist: ein wohlbekanntes, von Heine einigen seiner schönsten Gedichte zu Grunde gelegtes Volkslied erzählt von dem sagenhaften Helden, der Frau Vernunft in ihrem Wunderberge in jünger Liebe zugethan ist. Bald aber geht das Volkslied ganz seine eigenen

Bahnen und wird während seiner relativ kurzen Blüthezeit im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert zu einem getreuen, erstaunlich vielseitigen Spiegel des gesammten deutschen Volkslebens, der unserer Vorfahren Dasein in Freude und Leid, Scherz und Ernst, vielfach mit innigster Gefühlstiefe, häufig mit echter Leidenschaftlichkeit, zumeist aber mit einem starken Anflug geistigen, derben Humors uns nachgeborenen zur dichterischen Anschauung bringt. Denn dem Volksliede dieser Epoche war ein glücklicheres Geschick beschieden, als dem altheidnischen, dem frühmittelalterlichen und auch dem der Vorbereitungszeit, die der Blüthe voranging. Während wir noch von diesem herzlich wenig besitzen, hat der Zahn der Zeit uns von dem Volkslied auf der höchsten Stufe der Entwicklung nur einen Theil zu rauben vermocht: eine reiche Fülle ist erhalten geblieben und seit Herder's Zeiten allmählig neu veröffentlicht worden. Es ist das dem Umstande zu danken, daß die Buchdrucker-kunst ungefähr zur nämlichen Zeit erfunden ward, da das Volkslied in vollsten Tönen erscholl, und was sonst nur durch mündliche Ueberslieferung oder leicht vergängliche Niederschrift sich verbreitet hatte, zeitungsmäßig in Flugblättern und auch schon in ganzen Sammlungen „neuer Liedlein“ der Nation zugänglich machte. Wer waren die Verfasser? Theils Angehörige des häuerlichen Standes, der seit dem Zeitalter der Hohenstaufen sich wirtschaftlich und damit auch politisch mächtig gehoben hatte und zu entsprechendem Selbstbewußtsein gelangt war, um freilich sich wieder niederdrückenden Tendenzen gegenüber fand, aber keineswegs widerstandslos sich beugen ließ; theils Bürger der zu republikanischer Freiheit emporgestiegenen Städte, in denen ein reges öffentliches Leben pulsierte; theils fahrende Leute, als da sind Studenten, Handwerksburschen, Landsknechte, Spielente; auch Mitglieder des Adels dichteten in volkstümlichem Tone, wenn auch in ihrer eigenen Denkweise. Meistens sind die Verfasser ganz ungenannt, manchmal ist eine unbestimmte Andeutung da, wie „ein Berggeßel“, „ein Bäckerknecht“, „zwei Bauer zu Freiberg in der Stadt“, „drei Jungfräulein zu Wien in Oesterreich“ usw., und hin und wieder auch verräth der Dichter den eigenen Namen, der dann freilich gewöhnlich das Einzige ist, was wir von ihm wissen.

Nicht in der äußeren Gestalt freilich liegt die Stärke des Volksliedes: darin steht es unendlich weit hinter dem formvollendeten mittelhochdeutschen Minnesang zurück. So wenig kam es den Volksdichtern darauf an, daß sie ganz ungenirt gegen das Vermaß grübeln verfielen, neben einen ungeheuer langen Vers einen ganz minimalen setzten, in einem sonst aus vierzeiligen Strophen zusammengefügten Gedicht auf einmal eine fünfzeilige auf-tauchen ließen und vielfach die allermeisten Reime gebrauchten. Auf Roß Hof, auf Stein Wein, auf wider Stunden zu reimen, macht ihnen garnichts aus. Aber so weit das Volkslied in Bezug auf die äußere Form hinter dem ritterlichen Minnelied und auch der gleichzeitigen Meisterdichtung in den Städten zurücksteht, so unendlich weit steht es über beiden an wahren poetischen Gehalt. Während die Minne der ritterlichen Dichtung nur als ein überaus kümmerliches Treibhausplänzchen sich darstellt, tönt uns aus dem Liebeslied der Volksdichtung allenthalben gesunde, vollkräftiges, unverdorbenes Menschenthum entgegen. Nicht die erlogene Empfindsamkeit des Minneliedes, sondern wahre Leidenschaft spricht daraus mit echtem Naturlaute. Und gegenwärtig der Eintönigkeit des Minnesangs, der doch — von den epischen Schöpfungen einiger bevorzugter Geister abgesehen — die eine Spezialität der ritterlichen Dichter war, welche Mannigfaltigkeit im volkstümlichen Liebeslied! Neben solchen, die das verschämte Verlangen der jungen Liebe mit innigstem Gefühl zu zartem Ausdruck bringen, finden sich zahlreiche andere, die von den intimsten Vorgängen ohne jede heuchlerische Hiererei sprechen und in ihrer naiven Derbheit und ursprünglichen Natürlichkeit doch unendlich viel unschuldiger und reiner sind, als die gewundenen Annäherungsversuche des Minnedichters an die verheiratete Dame seines Herzens. Im Liebeslied des Volkes denkt der Mann nicht den

lieben, saugen Tag bios an seine Liebe, sondern er hat auch andere Aufgaben, muß hinaus in's feindliche Leben, in Krieg, auf Wanderung: der Trennungsschmerz ist ein häufiges Motiv, und neben der Trennung, die durch außer dem Willen der Beheiligten liegende Umstände notwendig gemacht wird und also der Hoffnung auf Wiedersehen Raum läßt, geht her die Treulosigkeit der Geliebten, der Wankeleuth des Mädchens, die Verführungskunst des vornehmen Herrn, der ein Mädchen verführt und dann irgendwo im Glend sitzen läßt, die Don Juan-Streiche des Reuterknaben, der am liebsten gleich ein halbes Duzend Liebchen auf einmal hat. Auch der Sänger des Volksgebichts braucht im Liebeslied die Natur- und Miltenschilderung mit Vorliebe zur Verdentlichung seiner Empfindungen, aber nicht, indem er nach den Gepflogenheiten der mittelhochdeutschen Kunstichtung seine Zuhörer mit endlosen Allegorien traktiert, die allen wahren Naturgefühls entbehren, sondern indem er eine Miltenschilderung von epigrammatischer Kürze, aber scharf wahrer Leidenschaft ohne äußerliche Verknüpfung neben den Theil des Gebichts setzt, der von seiner Liebe handelt, und es dem sympathischen Nachempfinden des Zuhörers überläßt, in der Phantasie den Zusammenhang herzustellen.

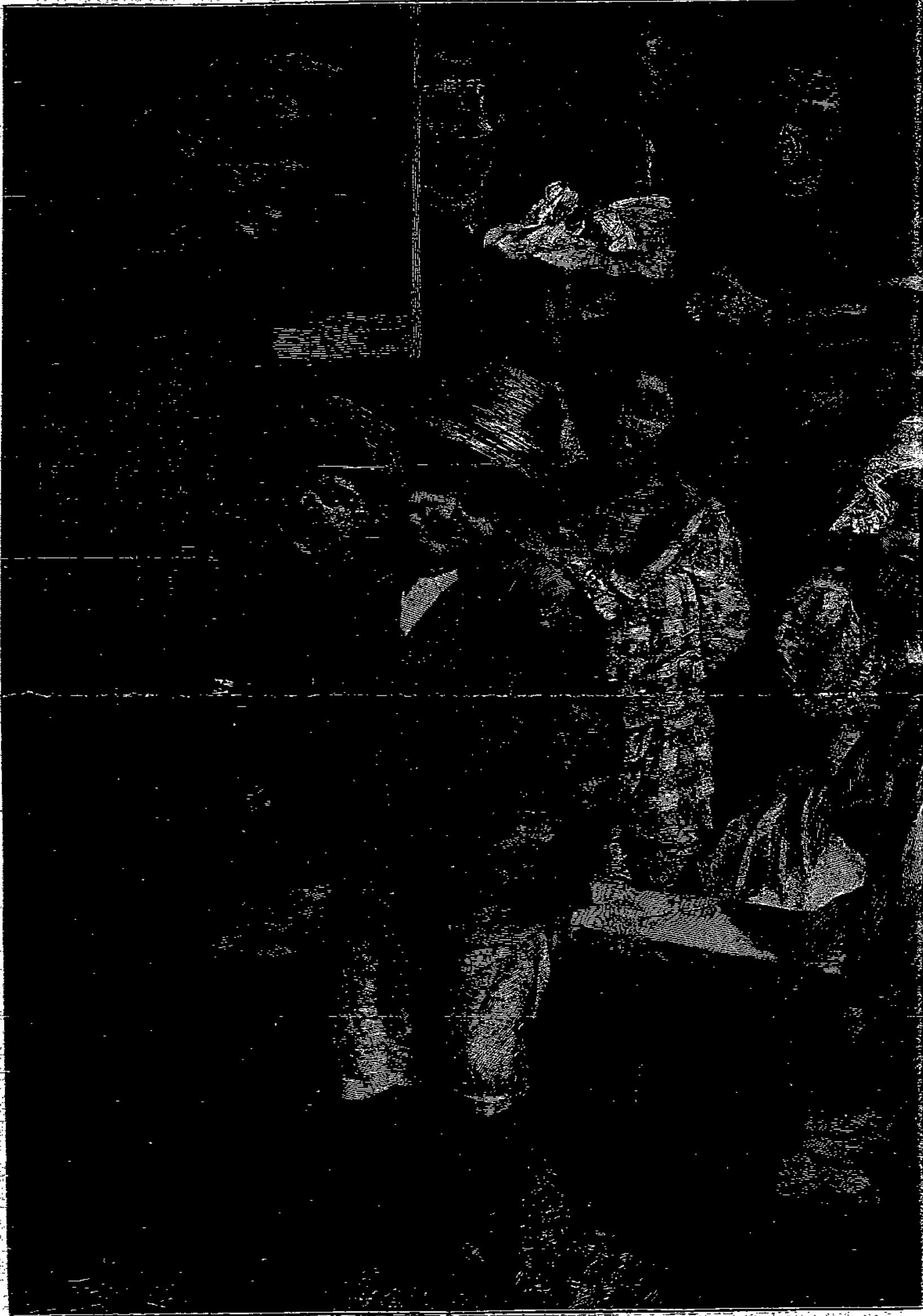
Aber nicht nur in der wechselvollen Schilderung des Liebeslebens sieht das Volkslied über der vorausgegangenen Kunstichtung; daneben befaßt es sich mit einer Fülle von Gegenständen, mit denen der dichtende Ritter sich überhaupt nicht abgab. Das ganze häusliche und gefellige Leben wird behandelt: hauptsächlich dabei kommt der Humor zu seinem gebührenden Rechte. Daneben aber wird mit tiefstem Ernst die Zerklüftung der Nation in Stände mit widerstreitenden Interessen gemalt, die bald hier, bald da in kleineren, partiellen Zusammenstößen aufeinanderplatzen und schließlich zu gewaltigen Entladungen führen. Während an den Grenzen Deutschlands im Norden und Süden einige nur lose mit der deutschen Entwicklung zusammenhängende Stämme über die Unterdrückungsveruche den Sieg davontragen, dessen sie sich in ihren Liedern rühmen, kommt es im Reich zu der furchtbaren Katastrophe, in der die Demokratie erliegt. All das, wie auch die Ereignisse der äußeren Geschichte, Kreuzzüge und Türkenkriege, italienische Fehden u. dgl., bildet den Gegenstand der zahllosen heroischen Volkslieder, die ihrem poetischen Werth nach sehr verschieden einzuschätzen sind. Viele geben nur chronikartige Geschichtserzählung mit ermüdender Aufzählung von Personen und Thatfachen, andere dagegen sind voll dramatischer Intimität, das besonders durch das beliebte Gesprächs- oder Zwiesprachchen gekennzeichnet wird, und behandeln ihren Stoff mit nicht geringer dichterischer Reife. So ist es denn in der That ein bewegtes Bild des gesammten deutschen Lebens auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, das die Volkslieder der Rheinlande vor unseren Augen in bunter Mannigfaltigkeit herüberziehen lassen, und mit der Absicht, hervorzuholen eine Bestätigung zu geben, sind die folgenden Proben zusammengestellt, die nach dem Gesagten ohne weiteren Nachsatz äußerlicher Deutung wohl für sich selber reden dürfen, begleitet nur von der notwendigsten sachlichen Erläuterung.

Von den epigrammatischen und geistlichen Liedern der neunten Zeit, „wenn der Rabat ruft, wenn er machet die Feder“, hat mancher Volksdichter gesagt, „aber es ist ein Lied, dessen Klang ungeschicklich und nicht gering war, wenn er dich unter Anderen“

„Herzlich tut mich erfreuen
die frölich summerzeit,
all mein gebilit verneuen,
der mei vil wollust geit;
die lere tut sich erschwingen
mit irem hellen schall,
lieblich die böglin singen,
voraus die nachtigal.“

„dieweil ich pfennig hab,
und wen es tut verbrießen,
der fall die stiegen ab!“

Da war natürlich auch die rechte Zeit und Stimmung, um den gekleideten Sängern ein Liebchen zu weihen; neben der Lerche und der Nachtigall fehlte es auch dem Guckguck, dem Kuckuck, nicht an Verehrern:



„Des morgens in dem laide
die weidlin grafen gan,
gar lieblich sie anschawen
die jönnen blümlin stan,
darum sie frenglin machen
und jönnen iren joch,
den sie fremdlich anlachen
und geben im ein joch.“

„Darum lob ich den summer
darzu den mein gut,
her wendit uns allen summer
und bringit vil freud und mut;
der zeit wil ich gesehen“

„Der Guckguck auf dem zaune saß,
guckguck, guckguck!
es regnet ser und er ward naß,
guckguck, guckguck, guckguck!
Darnach do kam der sommerscheyn,
guckguck, guckguck!
Der Guckguck der ward hüpsch und feyn,
guckguck, guckguck, guckguck!
Alsdam schwang er sein güdere,
guckguck, guckguck!
er slog dorthin wol über se,
guckguck, guckguck, guckguck!“

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Bäume und Wälder.

Von Curt Grottewitz.

Wenn wir uns die Natur in ihrer äussersten Kraftüberfülle vorstellen wollen, so denken wir wohl an die von Wasser und Wärme

Kraft und die Höhe der Bäume ist durchaus nicht an ein warmes Klima gebunden. Es ist ja allerdings wahr, daß wir in Europa kaum noch einen wirklichen Urwald haben, aber wir können doch an einzelnen uralten Eichen und Fichten ersehen, welche Höhe auch unsere Wälder früher erreicht haben mögen, als der Mensch ihre Kraft noch nicht ge-

und Gebirgen ist, kaum als das klassische Land der Bäume und der Wälder gelten. Zwar auch hier hat der Mensch bereits sein Möglichstes gethan, um das Reich des Waldes zu vermindern, und es ist ganz sicher, daß man in Amerika in noch viel kürzerer Zeit zu demselben Resultate kommen wird, wie in Europa, aber jetzt noch ist der Waldreichtum Nordamerikas unermesslich. Im britischen Nordamerika, in Kanada wie in Kolumbien, wo die Bevölkerungszahl noch schwach ist, hier überziehen Bäume, nichts als Bäume, das weite, unwegsame Land. Auch die Vereinigten Staaten besitzen noch einen reichen Waldborrath, und darunter unabsehbar große Bestände, in denen nie die Art eines Menschen Verwüstungen angerichtet hat. In den Oststaaten, die den europäischen Einwanderern am nächsten lagen und die darum am frühesten bevölkert und kultiviert worden sind, hat der Wald schon merklich zu Gunsten des offenen Landes abgenommen. In den Weststaaten dagegen, durch die sich die großen Längsketten des Felsengebirges und ihre parallel laufenden Bergreihen hinziehen, herrscht der Wald noch immer vor. Sie sind alle, selbst Kalifornien, das schon sehr südlich liegt, noch Waldländer, und zwar sind es hier wie überhaupt, einige Südstaaten ausgenommen, Bäume und Wälder der kälteren gemäßigten Zone, die hier herrschen. Dem zufolge der kalten Meeresströmungen, die die nordamerikanischen Küsten umfließen, ist das Klima hier unter gleicher geographischer Breite bedeutend kühler als bei uns. New-York und San Francisco liegen etwa unter demselben Breitengrade wie Neapel, aber die Pflanzenwelt, die in dem amerikanischen Breitenringel lebt, entspricht keineswegs der süditalienischen, sondern etwa der norddeutschen. So ist denn auch der Baumwuchs, der Waldcharakter Nordamerikas, hauptsächlich ein mittel- und nordeuropäischer. Laubabwerfende Bäume und Koniferen sind es, die hier wachsen und Wälder bilden. Harte Winter und heiße Sommer haben diesen Gehölzpflanzen denselben Charakter aufgedrückt, wie etwa den deutschen. Nur in Mexiko und in einem schmalen Südstreifen der Union bringt ein südliches, heißes Klima immergrüne Bäume subtropischen Gepräges hervor. Doch diesen verhältnismäßig kleinen Theil Nordamerikas lassen wir hier bei Seite, er gehört seinem ganzen Charakter nach schon zu Mittelamerika, er besteht aus dünnen Wüsten oder bildet bereits einen Uebergang zu der feuchten Tropennatur der Antillen.

Es ist eine sehr auffällige Erscheinung, daß Nordamerika alle die Baumgattungen besitzt, die wir im nördlichen und nördlichen Europa haben, daß es aber andererseits noch eine reiche Anzahl von Gattungen außerdem aufweist, die bei uns nicht, oder besser gesagt, nicht mehr vorhanden sind. Man schiebt die Schuld an dieser Erscheinung, wie an so mancher anderen, der unglückseligen Eiszeit zu. Als das Binneneis in Europa und Asien nach der Mitte der Kontinente zu vorrückte, bildeten die hohen, ostwestwärts streichenden Gebirge, Alpen, Sudeten, Karpathen, Kaukasus,

und eben so die asiatischen Mittelgebirge eine mächtige Mauer, über welche die Bäume nicht steigen konnten, um sich südwärts vor den Gletschermassen zurückzuziehen. Der größte Prozenttheil aller europäischen und sibirischen Baumgattungen ging unter. In Nordamerika fanden die nach Süden zurückwandernden Pflanzen keine solche Barre, da hier die Gebirge sich nicht vor die Gletscherfront stellten, sondern in derselben Richtung verlaufen, die das Binneneis nahm. Auch in Japan und im östlichen China entspricht die Gebirgsrichtung mehr



Vor dem Wursteltheater im Wiener Prater.

Originalzeichnung von W. Gause.

gleichsam gemähten Urwälder Brasiliens. Es ist aber eine irrtümliche Annahme, sich diese letzteren mit viel höheren Bäumen ausgestattet zu denken, als die sind, die in unseren alten, von der Forstwirtschaft noch verschonten Wäldern stehen. Es ist nur die unvergleichlich viel größere Mannigfaltigkeit, das schnellere Wachstum, das durch Schlingengewächse, Unterholz und Ueberpflanzen unendlich reicher gegliederte Gesamtbild, die Farbenfreudigkeit der Blüten, die jene Wälder von denen der gemäßigten Zone besonders unterscheiden. Aber die

brochen hatte. Was die gemäßigte Zone aber gerade in der Erzeugung gewaltiger Niesenbäume leisten kann, das sehen wir an den Wäldern Nordamerikas. Ja, hier finden wir sogar eine fast brasilianische Mannigfaltigkeit und Bunttheit wieder, wenigstens was die Gehölzpflanzen betrifft. Denn Nordamerika ist ganz unverhältnismäßig viel reicher an Baumarten als Europa, ja auch als der gemäßigte und kältere Theil Asiens. Nordamerika, das, wenn wir hier von dem trockenen Mexiko und einigen Südstaaten absehen, außerordentlich reich an Wasser

den Verlauf der Längengrade, und thätlich hat Japan und China eine sehr große Anzahl von Baumgattungen, die in Europa ausgestorben sind, mit Nordamerika gemeinsam. Hier freilich fanden die Bäume einen noch günstigeren Boden, als in den beiden ostasiatischen Reichern, auch bildeten sich hier, in Nordamerika, die Gattungen zu einer noch reicheren Anzahl von Arten um. Wie arm an Baumgeschlechtern ist unser Wald! Eichen, Buchen, Birken, Eschen, Erleu, Fichten, Kiefern, wie bald sind sie aufgezählt, diese zwanzig Gattungen! Dagegen beherbergt Nordamerika (tunnen mit Ausschluß des Südens) nicht weniger als sechzig Baumgattungen, also dreimal so viel wie Mitteleuropa. Noch günstiger aber wird das Verhältnis für Nordamerika, wenn man die einzelnen Baumarten in Betracht zieht. Wir haben nur eine Fichte, eine Tanne, zwei Eschenarten, zwei Birkenarten usw. In Nordamerika treten sehr viele Gattungen in dem Artenreichtum auf, wie bei uns allein die Weide. Zwanzig Eschenarten hat Nordamerika, neunzehn Kiefer-, sieben Eschenarten, neun Ahornarten, ganz abgesehen von dem Artenreichtum, den außerdem die nordamerikanischen Cypressen, Dorybäume und Magnolien anweisen. So läßt es sich denken, welche Mannigfaltigkeit in einem amerikanischen Mißwald herrschen muß. Jeder Baum stellt in seinem Wuchstum, in seinem Stamm, in seinen Blättern, in der Höhe, die er erreicht, in der Verzweigung, die er entwickeln kann, eine streng abgeschlossene Individualität dar, die sich auch in der Vergesellschaftung mit anderen Bäumen geltend macht. So bildet jede Baumart mit den anderen bestimmte Gruppen, und in unserem Walde kehren diese Gruppen, da er arm an Arten ist, ziemlich häufig wieder. Dagegen vermehrt sich die Gruppirung in einem nordamerikanischen Laubwalde ungeheuer, denn jede hinzukommende Art bildet ja neue Gruppen mit allen Arten, die vorhanden sind. Und welche Gegensätze birgt nun vollends die Baumwelt Nordamerikas. Hier geben Magnolien mit laugroten Blättern einen unüberwindlichen Schatten, dort breiten Oleifolien ihre lustigen, schatteloosen Strahlen aus. Hier reist eine mächtige Eiche ihre knorrigen, altersgezeichneten Äste weit hin in die Breite, dort steht ein federblättriger Hickorybaum jählings in die Höhe.

Es giebt Bäume von unübertrager Schönheit im nordamerikanischen Wald. Wir haben nur unseren Apfel- und Birnbäum, die durch ihre Blüten einen großen Effekt machen. Die Robinie (wir nennen sie *Alage*), die mit ihren weißen Schmetterlingsblumen im Juni unsere Straßen und Anlagen schmückt, ist bekanntlich ein nordamerikanischer Baum. Und die Kopskappe, deren Blüten insonderheit schon genannt werden können, stammt aus dem Süden. Aber was will die Blütenpracht aller dieser Bäume betragen gegenüber der Pracht, welche die Magnolien mit ihren riesigen Blumenglocken entfalten! Bei uns bleiben diese Bäume meist nur klein und buschig, aber in ihrer Heimath, in Nordamerika, erreichen sie gewaltige Dimensionen, wie bei uns die Eichen oder die Ahnen. Welch' wunderbarer Reiz mag von diesen Bäumen ausgehen, wenn sie im Frühjahr mit diesen riesigen weißen Blumen bedeckt sind! Erst, wenn diese Blüten hat auch der Tulpenbaum, und sie erinnern wahrlich in der ansehnlichen leuchtenden Form und in ihrer röhrenförmigen Farbe einigermaßen an die stolze Blume, nach welcher der Baum benannt ist. Der Tulpenbaum trägt auch eine eigenartige Belaubung, seine Blätter sind breiter als lang und dabei in der Mitte sehr festlich angeordnet, so daß sie einen ganz fremdartigen Eindruck machen. Auch einer unserer beliebtesten Pflanzen ist auch ein anderer Baum, der Ringelblumenbaum genannt, der in der That mit seinen hängenden weissen Blütenbüscheln ein vorzügliches Abbild der südländischen Frühlingsschönheit darstellt. Es giebt in Nordamerika noch eine große Anzahl von Bäumen, die auffallende Blüten besitzen. Gerade da die Artenzahl der Holzgewächse so groß ist, läßt es sich leicht verstehen, wie es hier eine so reiche Menge von schönen Blüten ausfallen. Eine jede Art sucht es der anderen im Blütenglanz zuvor zu thun, um möglichst die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu

lenken. Bei uns sind die meisten Bäume bei der Befruchtung ihrer prunklosen Blüten auf die etwas unsichere Hilfe des Windes angewiesen. Die amerikanischen dagegen brauchen in viel größerem Prozentsatz die Insekten, und darum haben sie ihre Schanzapparate, die Blüten, in derselben Weise ausgebildet, wie die Wiesenblumen. Wir haben keinen einzigen Baum, der Schmetterlingsblüten besäße. In Amerika giebt es deren, auch außer der Robinie, noch eine stattliche Anzahl. Eine andere Robinieart, die klebrige Robinie, hat sogar sehr schöne rosche Blüten. Von einem sehr effektvollen Roth sind auch die Schmetterlingsblüten des kanadischen Judasbaumes, der gleich dem südeuropäischen Judasbaum häufig in unseren Anlagen angepflanzt wird. Bäume mit einem wirklich wirkungsvollen Blütenroth besitzen wir in Mitteleuropa gar nicht. Denn der Apfelbaum hat nur Blütenknospen von einer schönen Rosenfarbe, aber die geöffneten Blüten sind doch sehr weißlich. Aber in Nordamerika ist das Roth, diese ohne Zweifel packende, anregende und darum auch in der Pflanzenwelt revolutionäre Farbe, sogar den Blüten eines Ahorns eigen. Sehr unscheinbar, sehr unbemerkbar ist der Flor unserer einheimischen Bäume dieser Gattung, aber der Holzhorn Nordamerikas entwickelt im ersten Frühjahr einen Blütenflock von einer herrlichen rothen Farbe, die, weit zu dieser Zeit der Baum noch ohne Blätter ist, um so greller hervorleuchtet. Jedenfalls erhalten die amerikanischen Wälder durch den auffälligen Blütenflock vieler ihrer Bäume ein weit farbenreichteres Aussehen als unsere Wälder, denen immer ein herber männlicher Ernst eigen ist.

Neben dem Blütenflock und der höchst mannigfaltigen Blättelbildung seiner Bäume zeichnet sich der nordamerikanische Wald noch durch manchen besonderen Reiz vor dem unseren aus. Weit farbenprächtiger als bei uns ist die Herbstfärbung vieler amerikanischen Bäume. Die Schattlach-Eiche und die Roth-Eiche sind auch noch andere Eichen, die im Herbst ein brennendes rothes Gold annehmen. Es ist eine wunderbare Färbung, die gleichsam mit ihrer lobenden Strenge zum letzten Male die ganze Pracht der Natur hervorbrechen will, bevor der Winter aller Schönheit ein Ende macht. An Farben anderer Art fehlt es dabei nicht, manche Eichen bekommen im Gegensatz zu unseren einheimischen ein auffallend braunes Kolorit, die mehr buschig wachsenden Sumachbäumchen werden orangefarben, dabei fehlen natürlich auch die gelben Nuancen nicht, kurz alle Schattirungen von Roth, Blau und Gelb geben der herblichsten Natur einen unbeschreiblichen Zauber. Die beliebteste Schlingpflanze unserer Lauben und Veranden, die im Spätherbst ihre großen Fingerblätter mit einem intensiven Purpurroth mützel, die Jangfernebe, stammt ja auch aus den amerikanischen Wäldern. Hier sind auch die Bäume mit Silberblättern häufiger als bei uns und sie sind weit effektvoller als unsere Silberweide, die ja mehr grau aussieht. Schön ist die amerikanische Silberweide, deren weiße Blattunterflächen bereits beim leinsten Windzuge mit ihrem hellen Glanze hervorleuchten. Auch der Silberahorn hat Blätter, deren Unterseite lebhaft bläulich weiß schimmert. Bei ihm wird die Wirkung noch dadurch erhöht, daß die Blätter viel tiefer als bei unserem Spitzahorn ausgefaltet und darum viel zierlicher und beweglicher sind. Auf langen Stielen sitzend, zucken diese Blätter auf und nieder, so daß bald ihre grüne Oberseite, bald ihre leuchtende Unterseite hervortritt, und so ein glitzerndes Lichtspiel die ganze Krone des Baumes belebt. Im Felsengebirge kommt auch eine Konifere, die Engelmanns-Fichte, vor, deren Nadeln eine höchst aparte bläulich grüne Färbung besitzen. Besonders bei jungen Exemplaren und an den Frühlingstrieben zeigt sich dieses herrliche Kolorit sehr ausgeprägt. Man ist gewöhnt, an Nadelbäumen eine grüne Belaubung zu finden, um so manchenhafter ist der Anblick eines solchen Fichtenwaldes, der, in ein stilles Blaugrün gefleckt, wie mit einem Metallüberzug bedeckt erscheint. An Koniferen besitzt Nordamerika überhaupt sehr aparte und von den unseren abweichende Formen. Die Schwarzföhne, die bei uns in Vorgärten und

auf Kirchhöfen häufig angepflanzt werden, haben ihre Heimath auch in Nordamerika, zum Theil allerdings auch im Orient. Im nördlichen Amerika besonders auf der Seite des stillen Meeres, bilden der Lebensbaum zusammenhängende Wälder, und die einzelnen Bäume werden hier so hoch wie unsere Fichten und Tannen. Der Lebensbaum sticht besonders durch seine kleinen, platten, schuppenartigen Nadeln so auffällig von unseren Koniferen ab, aber auch seine Verzweigung und die blattartige Beschäftigung geben ihm ein ganz anderes Aussehen. Nordamerika ist auch sehr reich an Cypressen, deren Nadeln ein Mittelglied zwischen den Schuppen des Lebensbaums und den spitzen harten Blättern der Fichten sind. Ein Baum von hoher Schönheit ist auch die Sumpfcypresse, die nicht, wie ihr Name anzudeuten scheint, zu den Cypressen gehört, sondern eine besondere Koniferengattung (*Taxodium*) bildet. Sie wirft im Herbst ihr Laub ab, und gleicht also darin den Lärchen. Im Uebrigen ist sie aber eben dem Lärch in der Form ihrer Nadeln und Nadelzweige ähnlich, nur besitzt sie ganz im Gegensatz zu ihm eine besonders hellgrüne Färbung. Sie ist ein sehr hoher Baum, der noch dazu die Eigenschaft hat, in Sümpfen zu wachsen. Aber in Nordamerika haben überhaupt viele Bäume ganz andere Eigenschaften, als wir sie bei unseren Vertretern derselben Gattungen gewohnt sind. Es giebt Eichen, wie die Sumpfcypresse, die ein sehr zierliches, tief eingeschnittenes Laub besitzt, das garnicht zu diesen ehrwürdig knorrigen Bäumen zu passen scheint. Es giebt in Kalifornien zwei Ahornarten, die gefiederter Blätter besitzen, in ganz Nordamerika verschiedene Wachholder, die Nadelbäume werden, eine Birke, die eine schwarze Rinde besitzt, die sich nicht in dünnen Querstreifen abschälen läßt, sondern borstig und blätterig ist wie die unserer Kiefer. Kurzum, die Nadelbäume, die von Europa kamen, um sich im nordamerikanischen Urwald ein neues Heim zurecht zu machen, stehen jederzeit auf ungewohnte Eigenschaften an, welche ihnen eine höchst merkwürdige Begriffsverwirrung in ihrer Baumkenntniß hervorgerufen haben mögen. Viele Bäume Nordamerikas gleichen außerdem den unsrigen ungemein in ihrer äußeren Gestalt, ohne in ihren Früchten, in ihrer natürlichen Verwandtschaft einander nahe zu stehen. Alle Hickory, Walnusz, Eschenbäume gleichen im Ganzen und Großen unserer heimischen Eiche, und es ist oft schwer, diese Bäume, wenn sie nicht mit Blüten oder Früchten behängt sind, zu unterscheiden.

Der höchste, ungeheuerlichste Baum, den Amerika und überhaupt die Erde besitzt, ist der sogenannte Mannstammbaum, die *Wellingtonia gigantea*. Zwar erreichen die Eukalyptusarten Australiens noch eine bedeutendere Höhe wie er, aber an Stammumfang, an Kraft kommen auch sie ihm nicht gleich. Er wird 100 Meter hoch, noch einmal so hoch also, als unsere höchsten Eichen sind. Die *Wellingtonia* ist ein Nadelbaum, der auf der Sierra Nevada in Kalifornien wächst. Ehemals mag er große Wälder hier gebildet haben, aber der Baum war zu schwach und zu staltlich, als daß ihn nicht die kalifornischen Goldsucher, mit der hungrigen Vernichtungswuth, die solchen Reizen eigen ist, angefallen hätten. Heute giebt es nur noch einzelne lichte Gaine, wo die Bäume nur zu Hunderten, oder höchstens zu wenigen Tausenden stehen. Sie sind zum Nattonaleigentum erklärt worden und werden jetzt streng bewacht. In diesen lichten Gainen stehen die Bäume als einsame Riesen, Ueberbleibsel einer naturkräftigen Zeit. Denn es fehlt der junge Nachwuchs — man weiß nicht, aus welchem Grunde — und wenn die Bäume auch noch so viele Jahrhunderte stehen mögen, so ist ihre Art dennoch dem Untergang geweiht. In der Grafschaft Calaveras, wo man die Bäume zuerst für die Wissenschaft entdeckte, befanden sich nur etwa neunzig Bäume. Von ihnen werden sechszwanzig, die nahe beieinander stehen, die Familie genannt. Der größte ist der Vater des Waldes, der zweitgrößte die Mutter, die übrigen heißen die Kinder. Der Vater ist schon vor langer Zeit oben abgestorben. Dieser Baum soll nach den Angaben von Douglas ehemals 144 Meter hoch

weisen sein. Der Umfang beträgt unten am Boden 35 Meter und die Rinde ist 58 Zentimeter dick. Das Holz, das ein Baum von derartigen Dimensionen liefern kann, soll einen Werth von 2000 Mark haben. Es ist sehr dauerhaft und leicht nach der Bearbeitung dem Mahagoniholz. Das Alter eines solchen Niesenbaumes wird verschieden berechnet. Der Botaniker Bingley schätzt auf 3000 Jahre, ein anderer Forscher allerdings nur auf 1350 Jahre. Viele dieser stattlichen Bäume sind vom Alter bereits ausgehöhlt, viele umgestürzt. In einem solchen umgestürzten hohlen Baum kann man wie in ein großes Gewölbe 10 Meter weit hineintreten. Ohne Zweifel sind diese Mammutbäume das Gigantischste, dem man der Pflanzenwelt begegnen kann.

Aber auch mancher andere Baum Nordamerikas erreicht eine sehr respektable Höhe. Den Mammut-

bäumen verwandt ist die immergrüne Sequoie, die in dem Felsengebirge der westlichen Staaten eine große Verbreitung besitzt und hier gewaltige Urwälder bildet. Sie wird bedeutend höher als unsere Tanne, der sie äußerlich einigermaßen gleicht. Auch die Lambertskiefer und die mit strichnadelartigen steifen Blättern ausgestattete Gelbkiefer, beides Kinder des an Niesenpflanzen so reichen Kalifornien, werden bedeutend höher als unsere Kiefern, ja als unsere Fichten. Als große, imposante Bäume können auch die verschiedenen Eichen, die Platane, die Papierbirke gelten, selbst die bei uns so bekannt gewordene Weymouthskiefer erreicht in ihrem Vaterlande eine größere Höhe als unsere Kiefer. Dabei wachsen die meisten amerikanischen Gehölze weit schneller als die unseren. Die kanadische Pappel, die überhaupt der schnellwachsendste Baum unserer Zone ist, schießt in gleicher Zeit genau doppelt so

hoch empor, wie unsere Schwarzpappel, die doch bei uns als der Niese an Wachsthumskraft gilt. Aber auch der kalifornische Ahorn wird z. B. in 25 Jahren ein so starker Baum, daß ein Mann seinen Stamm mit den Armen kaum umfassen kann. Die amerikanische Ulme, die Robinie, werden bei der Verpflanzung von Alaska häufig unseren einheimischen Gehölzen vorgezogen, weil sie schneller wachsen als diese. Es scheint, als ob unsere einheimischen Bäume aus Mangel an Nebenbuhlern verschiedene Eigenschaften nicht ausgebildet hätten, die besonders da von großem Werthe sind, wo viele Baumarten sich um einen nicht ausreichenden Platz bemühen. Ist es nicht, als spiegelte sich in der Baumwelt der beiden Kontinente die ruhige Gemüthslichkeit Europas und die rastlose Geschäftigkeit Amerikas wieder?

(Schluß folgt.)

Cellist Behnke.

Skizze von Wilhelm Holzamer.

Seit vierzehn Tagen studirte das Theaterorchester des Kapellmeisters neue symphonische Dichtung „Märchen“. Der geistliche Kapellmeister Hornbach brachte die Musiker einmal fast um. Nichts konnte ihm recht sein. Er nicht und Tempo. Er fand späte Einläufe, falsche Töne, Schwankungen in den einzelnen Stimmen, die er gewiß sonst übergangen hätte. Es waren nur sehr geringe Fehler, die immerhin nicht passieren konnten. „Mehr Temperament, mehr Energie!“ rief er ein über's andere Mal. „Mitthun, nicht so lahm, nicht so hängen lassen.“ Die Musiker schüttelten die Köpfe. Sie thaten schon alles Mögliche. Aber weil sie Hornbach lieb hatten und ihn als Künstler so hoch schätzten, trugen sie immer wieder froh und frisch die ganze Last und bestes Wollen ein. Hornbach aber schien die Manie erfaßt zu haben, abzuklopfen.

Sonntag für Symphonie-Konzert sollte die Premiere sein. Am Samstag war letzte Hauptprobe. In den letzten Tagen war der Kapellmeister was milder geworden. So, wie er sonst war, ging flott, daß es eine Freude war. Und wenn auch hier und da mal ein Gesicht zog, zuletzt schelte er doch.

Fritz Behnke, der Cellist, war diesmal Erster. Im ersten Male, da der geniale Poppel, der seither als Erster das Cello gespielt hatte, gestorben war. Hornbach hatte lange gezögert. Im Cello lag ein großes Solo. Es verlangte einen ganzen Künstler. Ja, wenn das der Poppel noch streichen könnte. Da würde es zittern und wiederzittern in den letzten Saalwinkel. Bis in die Fußstapfen würde's prickeln.

Aber der Behnke!?

Er war ja fleißig, äußerst fleißig. Er hatte eine respektable Fertigkeit angeeignet. Wohl, daß er konnte auch Ton geben. Ja Gott, Alles ist brav und ordentlich, gewissenhaft bis in's Einzelne. Aber es fehlte doch etwas. Das Intellektuelle, das persönliche Tiefe. Behnke war ein brauchbarer, guter Musiker, aber halt kein Künstler. Aber es mußte doch sein. Und es ging auch nicht anders. Er war der Beste. Hornbach wollte kein Bedenken und Zögern gar nicht merken lassen.

Als er die Stimmen ausgab, sagte er liebenswürdig zu ihm: „Behnke, Sie spielen Erster. Seien Sie brav. Ein Solo, auf das ich Alles setze, Behnke.“ Behnke verneigte sich tief, sehr tief. Er war abgeroth geworden, glücklich, als ob er's große Loos gewonnen hätte.

Nun hatte er den Lohn, den großen Lohn für Fleiß, seine jahrelange Mühe, sein Streben und seinen Eifer.

Er sollte das große Solo spielen, auf das der geniale Hornbach „Alles setzte“.

Fritz Behnke, erster Cellist des Hoftheaterorchesters, ließ er sich jetzt Bistrentkarten drucken. Er übte halbe Nächte lang. Es war kein Zeichen, daß er unachtsam blieb. Die ganze Stimme stand bald

sauber vor seinem Geiste. Er kannte sie genau auswendig. Er blätterte sogar im Gedächtniß um. Es sollte eine Musterleistung geben.

Hornbach lächelte vergnügt in sich hinein. Ein bißchen spöttisch, aber doch zufrieden. Es ging besser, als er gedacht hatte.

Und dann der Behnke. Man kannte ja den kleinen Kerl gar nicht mehr. Er war ordentlich gewachsen. Der gute Behnke! . . . Nur ein bißchen Genialität! . . .

Hauptprobe! Hornbach war in bester Laune. Behnke war ganz zappelig. Er stimmte schon eine Viertelstunde lang sein Cello. Immer wieder strich er und horchte. Das große Solo! — ging's ihm beständig im Kopfe herum.

Er schmierte den Bogen.

Seine Finger trommelten nervös auf dem Griffbrett.

Er betrachtete sein Cello. Da in der Fuge sah ein Fleckchen Staub. Er nahm sein sauberes weißes Taschentuch und wuschte ihn aus.

Die zweite Probe war Hornbach's symphonische Dichtung.

Die Pause war jetzt um. Ganz leise und vorsichtig rupfte Behnke noch einmal an den Saiten. Er schüttelte den Kopf.

Aber Hornbach gab schon das Zeichen. Er durchfuhr Alle wie ein elektrischer Strom. Behnke perlte der Schweiß von der Stirn.

Gar fein bebten die Geigen . . . Zitternd jauchzten die Klarinetten und Flöten. Mächtig schmetterten die Blechbläser. Voller und voller rauschten die Altforde. Das war der Tag, der erwachte.

Behnke hatte bis jetzt nur in der Begleitung zu spielen. Die Celli schwoilen an und saufen wieder wie leichte Wellen eines Sees.

Und immer höher und mächtiger schwoilen die anderen Stimmen an. Licht und Jubel und Leben . . .

Nun mußte es bald kommen.

Nach einmal riefen die Posauten wie ein Halleluja! in's Land hinaus. — Und Flöten und Klarinetten und Geigen vereinigten sich zu freudiger Antwort. Dann der große Triller . . . und gleich nach dem Nachschlag kam das große Solo im Cello. . . . Und die Lotossee schwimmt an's Land . . . und die Wasser murmeln . . . und die Nixen haschen sich und neiden die schöne Schwester . . . Und aus dem Dickicht tritt der Ritter mit klingendem Sporn . . . Und kosend und schmeichelnd, verführerisch, in begehrender Brunnst singt die Fee so süß das Lied der Liebe . . .

Behnke schloß die Augen.

Als ob der Genius seine Hand gefegnet habe, — er hatte einen Ton und eine Tiefe, eine Wärme und einen Schmelz, goldig geradezu. Hornbach lauschte entzückt. War das der Behnke?!

Die Geigen malten die zitternde Gluth . . . Aber Alles überfang das Cello.

Der Behnke hatte seine Stunde. Das war der

Behnke nicht. Da war etwas Lebendig geworden, das sonst nicht da war.

Voll setzte das Orchester ein, und der Jubel des Glückes und Genusses durchbrauste den Saal . . . Da klatschten die Geladenen Beifall.

„Bravo, Behnke!“ rief der Theaterdirektor. Und Hornbach legte den Stab hin und lächelte vergnügt.

„Behnke!“ sagte er mit eigener Betonung und nickte ihm zu. „Famos!“ Der arme Behnke aber nickte sich vor Glück nicht zu fassen. Er verneigte sich nur, nach rechts und links, und betrachtete dann sein Instrument.

Die Probe nahm ihren Fortgang. Die große symphonische Dichtung Hornbach's wurde tapfer bewältigt. Es mußte einen Erfolg geben.

Ein Meisterwerk, darin waren sich die Kunstverständigen, die zur Hauptprobe geladen waren, einig.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ schloß Hornbach die Probe. „Nur morgen so, dann ist's gut.“

Behnke konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Sein großes Solo! Der Applaus morgen! Die Lorbeerkränze! Nun war er der erste Künstler in der Stadt. Dem genialen Poppel, den sie so vergöttert hatten, gleich.

Der Fürst wird sicher der Premiere beiwohnen. O, dann das große Solo!

Er wird ihn sicher zum Kammermusiker, vielleicht zum Professor ernennen. Dann mußte er sich wieder andere Bistrentkarten drucken lassen: „Kammermusiker Fritz Behnke, Professor“, oder vielleicht besser: „Professor Fritz Behnke, Kammermusiker.“

Er entschied sich für diese Fassung.

In Gedanken ging er noch einmal seine ganze Stimme durch. Jede Note, haarklein. Es wird einen Triumph geben. Trotz Hornbach.

Ob er wohl gerufen würde?!

Er würde dann einen tiefen Knix machen und die Hand auf's Herz legen. Aber wohin mit dem Cello? Er würde dann rasch den Bogen in die linke Hand nehmen und den Knix machen. Das würde gewiß gut aussehen.

Ob's wohl auf dem Zettel stehen würde, auf dem offiziellen natürlich:

Cello-Solo . . . Herr Fritz Behnke.

Am fünf Uhr Morgens hatte er schon wieder sein Instrument in der Kur. Er stimmte es natürlich. Auf einmal mußte sich sein Gehör zehnfach verfeinert haben. Bis auf die letzten Schwingungen hörte er genau. Es konnte ihm gar nicht genügen. So — einigermaßen! — Und er schloß die Augen und spielte sein Solo. Ganz Gefühl.

Ob er wohl den Tremulant etwas mehr anwenden sollte? Da lag doch alles Gefühl drin.

Hornbach mochte ja freilich das Tremuliren nicht so recht leiden. Persönliche Ansichten! Ja, er kömmt's ja auch lassen. Also wie in der Hauptprobe.

Er hatte das Anklopfen wohl überhört. Die Hauswirthin brachte den offiziellen Zettel.

Da stand's wahrhaftig:
Cello-Solo . . . Herr Fritz Behnke.
Er hüpfte in die Höhe, daß ihm die Pantoffel von den Füßen flogen. Er hätte laut schreien mögen. Er hätte das Fenster aufmachen und auf die Straße rufen mögen:
Cello-Solo . . . Herr Fritz Behnke.
Er tanzte vor Bergnügen in seinem Zimmer herum.
„Ach was!“ sagte er dann. „Selbstverständlich! Man muß ein bißchen blasirt sein, wie alle Genies. Der erste Cellist in der Stadt! Weit und breit!“
Dann suchte er die Nähe aus für die Lorbeerkränze. Einen über den Spiegel, einen über sein Bild und da einen über das Bild seiner Eltern.
Er war ein pietätvoller Mensch.
Wenn er jetzt nur eine Braut hätte! Die würde er mit dem vierten bekränzen. Aber so war er ein alter Hagestolz. Er würde also seinen Ruhm und sein Glück allein tragen.
Heute schmückte ihm nicht Essen und Trinken. Er hatte nirgends Ruhe. Er konnte den Abend nicht abwarten.
Als Erster kam er in's Theater. Der Dienstmann stellte sein Cello unsonst hin. Behnke räumte gewaltig.
Dann sang er an zu stimmen. Bald kamen die Kollegen und führten ihn. Das Theater füllte sich. Bis auf den letzten Platz. Die elektrische Klingel erkundte. Da traten die Hofdamen in die Loge. Das Fürstpaar folgte nach.
Behnke fühlte unwillkürlich an seine Krabatte, ob's auch die neue weiße sei und ob er auch den Hemdentopf richtig verdeckt habe.
Hornbach hatte das Zeichen gegeben.
Die Musiker spielten die erste Nummer etwas

zurückhaltend. Man merkte, sie wollten sich nicht ausgeben. Schumann fand immer Beifall.
Nun aber bei Hornbach's Symphonie! Es war schon gleich eine Wärme in ihnen, als sie nur die Notenblätter in die Hand nahmen.
Sie sahen nach Hornbach. Der schien ganz ruhig. Er strich nur ein paar Mal über seinen Schmurrbart. Ob das nervös war?
Behnke zitterte wie Espenlaub. Es hatte ihn plötzlich eine Angst überlaufen. Wenn er sich verpassen würde! Fehlgreifen? Nein, bei Gott, das war ausgeschlossen. Wenn er nur auch im Tempo nichts verfehlen würde! Um Gottes Willen keine Saite reißen würde! Er sah sie sich noch einmal an. Alles in Ordnung.
Aber er litt jetzt doch sehr. Wenn nur Hornbach anfangen wollte!
Jetzt klopfte er.
Und wie gestern, wärmer noch, voller, reicher. Bis in's Eingelaste klappte es, bis auf's Tremolo der Pauke. Haarscharf. Hornbach hatte sein Orchester ganz in der Gewalt.
Man hörte ordentlich das Feuer der Musiker herans.
Nun schwall der glanzvolle Jubel des neu-erwachten Lebens zu höchster Höhe. Der große Triller . . . der Nachschlag . . .
Nun strich Behnke sein Solo.
Er schloß die Augen. Warm und wärmer Ton um Ton. Süß schmeichelte die Melodie. Wie aus einer Jungfrau Kehle — wie aus silberner Quelle.
Die Geigen malten die zitternde Gluth . . . in goldigen Tönen sang das Cello . . .
Und voll setzte das Orchester ein und schwelgte in Tönen des Glückes und Genusses.
Da brach der Beifall los — im Parkett, droben

auf der Gallerie, in den Logen, und raste durch Theater. Der Fürst klatschte Beifall.
Blumen und Kränze flogen nach dem Dirigenten hin. Der Fürst sandte einen großen Lorbeerkranz Behnke zitterte. Er wollte darnach greifen. Da hing ihn der Direktor über Hornbach's Puls.
Behnke wartete noch auf etwas. Er hatte schon ein paar Mal verneigt, kaum merklich, als könne er so den Beifall auf sich ziehen. Er war in äußerster Erregung. Da kam ein Kranz geflogen, gerade zu Behnke's Füßen. Schnell stand er auf.
„Hornbach!“ rief's in demselben Augenblick.
Da knickte Behnke zusammen. Es ging ihm ein Schnitt durch's Herz, es glühte ihm in's Gesicht.
Hornbach hing lebenswürdig den Kranz über seines Cellisten Puls. Ja, er sollte ihm gehören. Aber Behnke lächelte nur stumpf.
Das Solo mußte wiederholt werden.
„Noch einmal also, lieber Behnke, bitte,“ sagte der Kapellmeister. „Noch einmal so.“ Und er hob den Stab.
Behnke spielte. Mit der gleichen Fertigkeit wohl, aber es klang tot. Die zitternden Geigen deckten das Cello.
Die symphonische Dichtung Hornbach's hatte rauschenden Erfolg errungen. Der Komponist feierte höchste Triumphe.
Gebrochen schlief Fritz Behnke heim.
Kaum daß er sein Zimmer erreichen konnte Fieber schüttelte ihn.
Als die Zeitungen reiches Lob für sein treffliches Spiel brachten, lag er fernsich krank.
Der Fürst ernannte ihn zum Kammermusiker. Als er's hörte, lächelte er.
Behnke wurde nicht wieder ganz gesund. Von Nervenfieber genesen, mußte er pensionirt werden.



*** Sturmlied.***

Wild stieß der Sturm durch die Nacht.
In den schwarzen Aesten der alten Eiche
harpte er gellend ein Tanzlied der Kraft:
Ueber die Berge und Wasser und Wälder,
Hussabojoh!
Schwing' durch die Nacht ich mich, flügelstroh singend,
Hussabojoh!
Tannen zerknick' ich wie dürres Schilf,
Hecker zerwühl' ich wie haufen Sands,
Fangeball spiel' ich mit Felsgestein,
Hussabojoh!
Heslösch' ich die Lichter, anzach' ich die Flammen,
Mit Wolken mahall' ich die blinkenden Sterne,
Gebirge von Wogen aufbüra' ich im Meere,
Zu schlingenden Schlünden binblas' ich die Schiffe,
Hussab!
Dann spiel' ich mit treibenden Trümmern gelinde,
Und, waid, werd' ich zum säuselnden Wade
Und singe ein Wiegeliel leis und weich.
Ich küsse die blinkenden Blüthen am Banne,
Ich tänzle am wogenden Halmackersamoe
Und glätte die Wiesen sammetgleich.
Das ist meine Kraft, die ich löse und binde;
Krieg kreisch' ich im Sturm, — im schaukelnden Winde
Bin ich ein stillerher Friederich.

Otto Julius Bierbaum.

Vor dem Lusttheater im Wiener Prater.
Dankten beim Gesogel, in dem Heil des Praters,
den man nach ihm den „Wurzel-Prozer“ genannt hat,
irrid er gar Stride aller Heimen und großen Kinder
seil Humpen-schelten sein Befen; schlagt den Juden
und Tempel mit einem Holzhammer todt, püschelt das

* Das Sturmglied der Eiche. Gedicht, komponiert
und musikalisch bearbeitet von Otto Julius
Bierbaum. Berlin und Leipzig. Schöner & Soeffler.

Samlingen, maull, schimpft und polkert, raust mit
Allen und Jedem, hilft dem Schwachen und spricht
den Mächtigen Hohn: Er, der „Wurzel“. Der Ab-
gott der Kinder ist er, und die Großen lächeln, wenn
sie seiner gedenken. Sobald der Frühling mit Gras
und Blumen, mit Damenkapellen, frisch geschrienen
Reigen und Söhnen, Salami- und Käsemännern
seinen Einzug in den Prater gehalten, läßt das kleine
Puppentheater seine Szene sichtbar werden, die
„Gaijon“ ist eröffnet. Und Alt und Jung drängt
sich auf den paar Bänken, die den Zuschauertraum
des „Theaters“ bilden, und lacht und jauchzt und
lächelt, und die Kinder trampeln und schreien, wenn
sie dem „Wurzel“ endlich Abje sagen sollen. Die
Puppen sind etwa spannenlang, gespielt wird den
ganzen Nachmittag über, und zum Schluffe giebt es
„auf allgemeines Verlangen“ immer noch die eine
oder andere Vorstellung zu. Was gespielt wird?
Alles Mögliche. Den Zuschauern ist es ganz egal,
was gespielt wird, Ritterstud oder Teufelsdrama,
wenn nur der Heine Hanswurst nicht von der Bühne
verschwindet.
Dieses Publikum! W. Gause hat es in seiner
prächtigen Zeichnung anschaulich festgehalten. Wenn
der kleine Fidor, er zweifelt ein bißchen, aber seine
Augen sind doch voll lachender Seligkeit; die kleinen
Mädchen, die kann zu atmen wagen vor Aufregung;
die Frauen, die am liebsten mitraufen möchten, sobald
der „Wurzel“ gegen seine Widersacher losgeht; und
dann die Gemächlichen: die hannatische Amme, die
junge Mutter, die ihre kleine emporhebt und sich vor
Lachen windet, Soldaten, Kindermädchen und ganz
hinaus der Raum im Seidenhute — nicht ein Gesicht,
das theilnahmslos erschiene.
O Wurzel, Lieblich und Abbild der Stadt, des
Landes, in dem man oben und unten, bei allen Par-
teien „juchend“, weil es halt gar so viel bequem
ist, die Jahre Deiner Herrschaft scheinen mir noch
lange nicht gezählt!
Die Entstehung der Londoner Stadtverfassung.
Bei allen englischen Stadtverfassungen hat es den
Anschein, daß sich überall der ländliche Ursprung des
neuen Gemeinwesens selbst dann noch geltend gemacht
habe, als sich eine im betonten Sinne des Wortes
städtische Verfassung auszubilden begann. Das beste
Beispiel hierfür giebt die Londoner Stadtverfassung,
über die Herr F. B. J. im zweiten Bande seiner
„Geschichte der Stadt“ (Berlin, Georg Bondi)

schreibt: Die erste große Verfassungsurkunde, die die
Londoner Bürgererschaft im Entstehungsjahre der
Magna Charta, fünf Wochen vor dem großen Frei-
brief, am 9. Mai 1215 erteilt worden ist, zeigt nämlich
die Wahl von fünfundsanzig Aldermen fest; die
Zahl aber entspricht der der — sicher ursprüngliche
ländlichen — Bezirke und Gerichtsstellen, und die an
Lebenszeit erwählten Aldermen sind nicht nur die
Inhaber der court leets, also der wie auf dem Lande
benannten untersten Gerichte, sondern an sie wird
man auch denken müssen, wenn der König in der
Eingangsworte der Urkunde diese Männer als die
Barone seiner Stadt London anredet. Nichts liegt
näher, als anzunehmen, daß zum Mindesten eine An-
zahl dieser angesehensten Bürger die Edelleute im
Grundherren waren, die zuvor die Gerichte frei-
eigenes Rechtes hielten, daß also der neue Stadtrat
den die ganz aristokratische Verfassung von 1215 schuf,
dem älteren ländlichen Adel entstammte. . . . Er
um 1285 ist neben das Regiment dieser aus den bevor-
zugten würgern auf Lebenszeit gewählten Alder-
männer und ihres jährlich wechselnden Vorstehers ein
etwas weitere Vertretung der Bürgererschaft, ein
Gemeinderath getreten, von dem indessen auch durchaus
nicht klar ist, ob er nicht auch nur ein Organ der
bevorzugten, mächtigen Fürsten, also wieder derselbe
Streifen war.
Gleichwohl war selbstverständlich, daß das Handel-
und gewerbetreibende Bürgertum an dieser neuen
Zusammensetzung, die sich nicht nur im Ganzen, son-
dern auch in ihren einzelnen Einrichtungen schon im
12. Jahrhundert vorbereitet hatte, sich daran durchaus
betheiligte. Die Ansätze zu einem Schurverbande,
die sich nach französischem Muster auch hier zu Ende
des 12. Jahrhunderts zeigen, und die 1191 zur Stif-
tung der städtisch genehmigten Londoner Kommuni-
führten, umfaßten hier die ganze Bürgererschaft. In-
wenn sie auch kein langes Dasein gehabt haben,
brachten die älteren Gilden, die ihre alte Macht nicht
nur behaupteten, sondern eher noch vermehrten, die
wichtigste Eigenschaft der neuen Gemeinde auf:
Stärke zum Ausdruck.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19,
Reuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!